



Leseprobe

Walter Kappacher

Rosina

Erzählung

Nachwort von Armin Ayren

ISBN: 978-3-552-06147-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06147-7>

sowie im Buchhandel.

Durchgang verboten. Sie vermied es, das Schild anzusehen; jeden Morgen, wenn sie zügig quer über das Gelände der Shell-Tankstelle ging, fürchtete sie, der Tankwart rufe ihr wieder zu, ob sie nicht lesen könne. Ein paar Wochen lang war sie außen herum gegangen, aber dann der Neuschnee, der Regen; sie wollte weder hinter der Tankstelle im Schneematsch waten, noch auf der Straße von den Autos angespritzt werden. Sie überquerte wieder, wie andere Fußgänger auch, den überdachten Platz vor dem Tankstellengebäude, hüpfte dann über den Schneewall, erreichte den Gehsteig. Bei so nassen, matschigen Wegen dachte sie doch wieder an ihren *Cortina*.

Sie war keine Chefin mehr, hatte nichts mehr zu sagen. Wenn sie heute ihre Stellung bei der *Allianz* aufgab, würde ein paar Tage später eine andere Frau vor der *Olivetti* sitzen. Sie war austauschbar wie eine Schreibmaschine. Austauschbar, das war sie aber auch als Sekretärin gewesen, nur hatte sie nie an so etwas gedacht. Waren sie nicht alle austauschbar? Machen Sie sich unentbehrlich, pflegten die Chefs zu sagen.

Vor dem Mozartsteg pünktlich jeden Morgen der alte Mann mit dem behäbigen, schwankenden Gang. An ihm konnte sie jedes Mal abschätzen, ob sie ein paar Minuten früher oder später dran war. Er hob seinen weißen Spitz

auf und trug ihn ein paar Schritte. Am abschüssigen Aufgang zur Brücke war Salz gestreut.

Die farbige Abbildung des Spiralnebels aus der Illustrierten fiel ihr ein. Sie hatte das doppelseitige Bild ausgeschnitten: Die Erde am Horizont des Mondes aufgehend, eine blaue, stellenweise etwas verschleierte Halbkugel. Sie wollte die Blätter – wenn sie einmal Zeit hätte – auf einen Karton aufziehen und irgendwohin hängen, sie ab und zu anschauen. Beim ersten Aufblättern der Gedanke: Wie unwichtig sind deine Probleme. Und nicht nur deine. Für einen Augenblick eine unerhörte Distanz, eine Befreiung. Und niemand im Raum, um mit ihm darüber zu reden.

Nicht nur keine Chefin mehr, auch die immer mehr sich ausbreitende Erkenntnis, nichts zu wissen, hilflos zu sein. Was nützten ihr all die Kenntnisse, die sie in den Jahren in der Firma Fellner erworben hatte? Ablagesysteme, Briefe tippen, das Führen des Chef-Terminkalenders, die Korrekturen von Interpunktion und Grammatik, ja von ganzen Sätzen bei der Übertragung von Diktaten, das Empfangen von Besuchern, das Entwerfen von routinemäßigen Antwortbriefen usf., all das half ihr nicht im Geringsten, mit ihrem Leben besser fertig zu werden. Sie hatte Geld verdient, ja ... So viele Jahre hindurch hatte sie über solche Dinge nie nachgedacht. Alles war so selbstverständlich gewesen. Wie wichtig sie sich genommen hatte. Und die Kollegen hatten sie ja auch, mehr oder weniger ironisch, die *Chefin* genannt.

Wie gut, dass Ford-Fellner in die Alpenstraße übersiedelt war; so würde ihr kaum noch einer von den ehemaligen Kollegen begegnen. Zu Fuß ging von denen ohnehin keiner. Einmal, am Abend, vor ein paar Wochen, hatte sie Herrn Kaltner über die Staatsbrücke fahren sehen, in einem neuen *Capri*. An der Staatsbrücke gab es auf der rechten Seite keine Unterführung, man musste als Fußgänger dreimal über die Straße, dreimal das Grünlicht in der Ampel abwarten. Die Staatsbrücke riss sie jedes Mal aus ihren Tagträumen.

Nach dem Zähneputzen der Blick in den Spiegel, erzwungenes Sich-selbst-Zulächeln; die gelblich verfärbten Zähne, die Falten an der Stirn und vor allem um die Mundwinkel. Mienenspiele. Männer drehten sich keine mehr nach ihr um. Zweiunddreißig, dreiunddreißig, vierunddreißig, fünfunddreißig ...

Zumindest verdrängte sie jetzt nicht mehr krampfhaft alles, was ihr in Zusammenhang mit Fellner in den Sinn kam. Manchmal ertappte sie sich dabei, dass sie ein Lächeln versuchte, wenn sich die Nerven im Magenbereich spannten. Mein Gott, war ich blöd, konnte sie jetzt sagen und dazu stehen; sie begann ihr Leben, die zehn Jahre bei Fellner, und mit Fellner, anzunehmen. Ja, blöd; aber ging's den anderen um so viel besser? Die waren doch noch nicht einmal aufgewacht. Die steckten im Trott und merkten nichts.

War das ihr Leben? Hatte sie es alles gewollt, wie es verlaufen war? Hätte sie ein anderes Leben haben können?

Heiraten war kein Ausweg. Frau Suchy: Der einzige Unterschied: Sie musste abends für zwei Personen einkaufen. Frau Kaindl: Ihr Mann schlief jeden Abend vor dem Fernseher ein. Ob man als Kollege einen Menschen nicht viel besser kennt, als dessen Ehepartner dies kann? Wer hatte das gesagt? Acht Stunden am Tag seien Eheleute nicht zusammen; und sein wahres Gesicht zeige ein Mensch erst nach vielen Jahren.

Die Hüfte spürte sie kaum noch, sie hinkte auch nicht mehr. Aber neulich, am Tag, bevor es zu schneien anfang, hatte sie wieder Schmerzen gehabt. Großmutter hatte auch immer gesagt: Das Wetter schlägt um, ich spür's in meinem Knie.

Die Arbeit an der monströsen Buchungsmaschine hatte ihr nicht nur nichts ausgemacht, ihr schien, genau eine solche Tätigkeit habe sie sich gewünscht. Als Herr Zöbl, der Direktor der *Allianz*, ihr vorsichtig von der Arbeit an der Maschine erzählte (einige der Bewerberinnen hatten es abgelehnt, auf der alten *Olivetti* zu arbeiten), wusste Rosina sofort, dass dies die Beschäftigung war, die sie suchte. Die Maschine machte einen solchen Krach, dass Zöbl ein eigenes Kämmerchen einrichten und die *Olivetti* da hinein hatte stellen lassen, denn die übrigen Kollegen der Buchhaltung hatten sich immer wieder über den Lärm beschwert. An diesem Ungetüm saß Rosina acht Stunden täglich, und wenn Frau Mösl einmal kam, um ihr einen Stoß von Kontenblättern hinzulegen oder solche abzuholen, musste die ihr auf die Schulter tippen, um sie auf sich aufmerksam zu machen. Berta, eines der

Lehrmädchen, pflegte, wenn sie Rosina die Milchpackung hinstellte, zu sagen, sie hielte das keinen Tag lang aus, sie würde wahnsinnig dabei. Rosina hörte das Rattern der Maschine, das rhythmische Anschlagen der Typenhebel, das Zurückrumpeln des Wagens nach ein paar Tagen gar nicht mehr. Die Bedienung der Maschine, das Lesen der Kontenblätter erforderte höchste Aufmerksamkeit. Oft musste sie sich vorbeugen und die ausgedruckten kleinen Ziffern prüfen. Sie trug nun immer bei der Arbeit ihre Brille. Selten verließ sie den Raum, etwa wenn sie handschriftliche Zahlen auf einem Kontenblatt nicht entziffern konnte oder wenn ihr ein Buchungsvorgang nicht klar war. Oft wurde es so rasch zwölf Uhr, war sie so in ihre Arbeit vertieft, dass sie zu spät aufhörte. Sie saugte dann am Halm ihrer Milchpackung, aß eine Buttersemmel oder schälte sich einen Apfel.

Stellen Sie sich vor, bei Frau Ritter ist eingebrochen worden. Alle Wertsachen weg, sogar der tragbare Fernseher. Keiner im Haus hat etwas bemerkt. Naja, die Ritter mit ihren Männerbesuchen, irgend so etwas musste ja eines Tages passieren. Die Tür ist nicht aufgebrochen gewesen. Guten Abend, sagte Rosina und schloss ihre Tür auf. Die alte Hexe! Und sie spürte, dass sich, als Frau Hager sie angesprochen hatte, bei ihr sogar so etwas wie ein schlechtes Gewissen eingestellt hatte; als hätte sie in den vier Monaten hier in diesem Apartment je Männerbesuche gehabt.

Sie stellte sich nie nach Dienstschluss mit den Kolleginnen zum Spiegel in der Toilette. Kommen Sie mit? Ach,

seien Sie nicht fad! Was läuft Ihnen denn zu Hause schon davon? Ihren Einstand hat sie auch noch nicht gezahlt! Also gut. Wohin? Café Figaro, da sind wir fast jeden Abend nach Dienstschluss, bis die Fernseh-Nachrichten anfangen. Rosina hatte sich schon ausgedacht, was sie denen erzählen würde. Einmal kam der Moment, wo sie gefragt wurde. Sie habe in einem Autogeschäft gearbeitet (den Namen der Firma würde sie ungefragt nicht nennen), einen Unfall gehabt, sei längere Zeit arbeitsunfähig gewesen, naja, und jetzt habe sie halt hier in der *Allianz* neu angefangen.

Im Lift war ihr plötzlich, Herr Fellner stünde neben ihr. Aber dies war ein anderer Stadtteil, ein anderer Wohnblock, ein anderes, ein neues Jahr. In die Rückwand war ein gekrümmter Phallus eingeritzt. Immer die Vorstellung, der Lift könnte ungebremst in die Tiefe sausen. Solche wie Fellner gab es viele, in jeder Firma mindestens einen. Nein, nicht verallgemeinern; Herr Zöbl zum Beispiel war anders: väterlich-korrekt. Sie war immer wieder, wenn sie an Fellner dachte, erstaunt, dass sie ihm eigentlich nicht böse war. Nicht mehr. Dabei wusste sie jetzt mit Sicherheit, dass er sich ihrer bloß bedient hatte. Die Tür von innen zugeriegelt und den Fernseher eingeschaltet.

Die Möwen, mit Gekrächze über der Salzach kreisend, dieser braunen Brühe. Unter der Nonntaler-Brücke standen ab und zu in der Früh Männer mit einer Angelrute. In Mittersill war sie einmal mit Onkel Rudi über eine Salzachbrücke spaziert, das Wasser war klar gewesen,

man hätte es trinken mögen, so quellfrisch war es dahingeplätschert.

In der Früh wieder Neuschnee. Auf der Straße vor dem Haus liefen die Motoren der Autos auf Standgas, Rosina musste durch den Qualm hindurch. Männer und Frauen fegten mit Besen und Bartwischen den Schnee von ihren Fahrzeugen.

Kein Kollege von Ford-Fellner hatte sie im Unfallkrankenhaus besucht, in diesen vier Wochen, sie hatte das auch nicht erwartet; es wäre ihr sogar peinlich gewesen. Herr Enzinger, der Bürobote, dessen Augenlider immer zuckten, war einmal, in der dritten Woche, im Krankenzimmer erschienen, hatte einen Strauß weißer Nelken abgegeben. Mit Grüßen von den Kollegen, und baldige Genesung. Unsicher hatte Enzinger sich ihr genähert. Rosina hatte ihn zu oft herumkommandiert, sogar angeschrien, wenn sie nicht wusste, wo ihr der Kopf stand, und er irgendwo, ihrer Meinung nach, zu lange unterwegs gewesen war. Sie hatte nicht gern daran denken mögen, niedergedrückt in ihrem Krankenbett, wie ungnädig sie diesen gutmütigen, verhärmten Pensionisten behandelt hatte. Beinah hätten ihre Augen angefangen zu tränen, als Enzinger ihr die Blumen aufs Bett gelegt hatte. Sie wusste, dass höchstens Frau Kaindl auf die Idee gekommen war und im Umkreis der Buchhaltung für die Blumen gesammelt hatte.

Wer wohl jetzt Sekretärin war? Wie sie wohl aussah? Ob er es schon versucht hatte bei ihr? Wie die neuen Büros



in der Alpenstraße wohl eingerichtet waren? Wenn sie an Fellner dachte, verzog sie manchmal spöttisch das Gesicht: Der Affe, sagte sie sich vor, der Affe!

Das fürchterliche Geheul des schwarzen Schäferhundes, der niedergefahren wurde am Ignaz-Rieder-Kai, parallel zu der Allee im Volksgarten, wo Rosina um halb acht ging. Sie hatte den Hund fast jeden Morgen auf dieser Straße in Richtung Nonntaler-Brücke hetzen sehen; vor dem sowjetischen Konsulat hielt dann immer der BMW des Besitzers, die linke rückwärtige Tür geöffnet; der Hund sprang hinein, die Tür wurde zugezogen und der Wagen schoss davon.

Bundesheersoldaten erinnerten sie an Helmut. Merkwürdig: Die waren immer neunzehn Jahre alt. Sie war zehn oder mehr Jahre älter geworden, aber die Bundesheerler blieben immer neunzehn. Der Ball im Gasthof Hindenburg, ziemlich genau an ihrem siebzehnten Geburtstag. Sie hatte ein paar Mal mit diesem Helmut getanzt, auf dem Ball trug er statt der Uniform einen blauen Anzug. Sie hatte den Bierdunst und den Zigarettenrauch aus seinem Mund gespürt – Männergerüche –, seine Unbeholfenheit und Anhänglichkeit. Zum ersten Mal die Erfahrung, auf jemanden Einfluss zu haben. Immer wieder war er an ihren Tisch gekommen, und wenn sie sagte, sie wolle jetzt nicht, war er zerknirscht durch den Saal zu dem großen Tisch neben dem Ausschank gegangen, wo seine uniformierten Kameraden saßen. Sie wollte ihn nicht zu nah an sich heranlassen. Wer war er denn schon? Wie der wohl ihre Adresse herausgefunden hatte? Jeden-

falls stand er an einem Sonntagnachmittag vor der Tür und klingelte. Sie sah ihn durch einen Spalt des Vorhangs dastehen und rührte sich nicht. Sie träumte damals schon vom Stadtleben. Ein Sommergast, eine ältere Dame aus Nürnberg, die schon das dritte Jahr das Mansardenzimmer im Kiebererhaus bewohnte, hatte Rosina – Rosi, wie sie sie nannte – lieb gewonnen und ihr ständig eingeredet, so ein hübsches, gescheites Mädels sei zu schade für Saalfelden, sie versauere hier, sie gehöre in die Stadt. Dort könne sie ihre Fähigkeiten ausbilden und verwerten, könne es zu was bringen. Frau Reiser hatte ihr ausgemalt, wie ihr Leben in Saalfelden verlaufen würde: im Kaufhaus Perner verkümmern müssen, bis sie eines Tages heirate. Dann Hausfrau, die Waschmaschine, der Herd, die Einkaufstasche, der Kinderwagen, der mürrische Mann.

Sie war jetzt nicht mehr so verzweifelt und mutlos. Irgendwie würde es schon weitergehen, es musste. Sie dachte oft: Das Schlimmste hast du überstanden. Das Zittern ihrer Hände war beinahe normal. Nach dem Österreichischen Hof über den Makartsteg, dann die Treppe zur Unterführung zum AVA-Hof hinunter. In der Früh immer ein Gewimmel von Leuten, kurz vor acht Uhr; alle hatten es eilig, noch rechtzeitig an ihre Arbeitsplätze zu gelangen. Sie war nicht mehr die Chefin, gehörte zum Fußvolk (der Ausdruck stammte von Fellner), und das gab ihr ein Zugehörigkeitsgefühl, das neu war.

Freu dich nicht zu sehr darauf, hatte Mutter ihr von klein auf eingebleut. Warum? Wenn man sich zu viel freut, dann trifft's nicht ein. Oder: Ersparst dir so die Enttäuschung, wenn nichts draus wird.